



# Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur  
**Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung**  
 G. m. b. H., Daresalam.

1913. \* Nr. 8

## Wolferl.

Die Geschichte der „Entführung aus dem Auge Gottes“.  
 Von Heinrich Penn.

1. (Nachdruck verboten.)

**W**rühlingszauber umspann die Wienerstadt, den mächtigen Donaustrom, die langgestreckten wildreichen Auen; Ansefhang, Lerchentriller und Finkenschlag waren sein jubelndes Orchester, Schneeglöckchen läuteten ihn ein, Veilchen und Maiglöckchen würzten die laue Luft und Primula veris wob ihre gelben Sterne in den leuchtgrünen Wiesenteppich.

Über dem Prater lag leuchtender Sonnengoldduft, über dem Prater von 1781, den Kaiser Josef II., der „Schäfer der Menschheit“, dem großen Publikum erschlossen hatte, wie er es auch mit dem „Augarten“ getan. Da war der herrliche Naturpark noch nicht von allen Seiten mit Häuserzeilen eingeeignet wie jetzt, hoch und lustig weitete sich der buntsfarbige Teppich, durchquert von Wegen und Alleen, besetzt mit schattigen Büschen und laubigen Wäldchen, umkrümmt einerseits vom Donaukanale, wie andererseits von mehreren Stromarmen, die unterschiedliche Namen trugen. Und darüber hinaus griffen die Arme des Niesenparkes ins Land. Da draußen brandete die Menschenwoge nicht mehr, wecklang die Musik in der Ferne und verstummte das Rollen der vielen Wagen in der Hauptallee. Einsamkeit wob ihren Friedensschleier um Baum und Busch, um Weg und Steg. Sie und da weidete ein Hirsch, neugierige Mehe lugten aus dem Dickicht, vorwitzige Häslein hoben die Köpfe aus dem Grase und hoppelten eilig davon, wenn sie ein Menschenkind gewahrten. Die Vögel

sangen im Geäste und hüpfen von Zweig zu Zweig.

Nur einzelne Paare wandelten vergnüglich in der Frühlingsluft, ab und zu stand ein einsamer Fischer an einem Donauarme und tauchte die lange Angelrute ins Wasser. Große staltliche Mästern

und Silberpappeln hoben vereinzelt ihre Wipfel, manch ein stiller Gast setzte sich an den Stamm eines der schönen breitkronigen Bäume und versenkte sich in die Lektüre eines Buches; ein müder Geist schlummerte in seinem Schatten; ein Maler saß mit seiner Mappe auf der knorrigen Wurzel und kontersekte irgendeine schöne Baumgruppe oder ein seltenes Landschaftsbild, unbekümmert um den Neugierigen, der ihm über die Achsel auf

keine Zeichnung sah. Dort breitete ein Kindermädchen ihr Tuch über den Rasen und bettete ihr kleines darauf, damit Sonne und Luft es stärkten und kräftigten; ein glückverfunkenes Liebespärchen saß im Busch und tauschte heimliche Küsse und Liebesfingerringe; vom Strome aber wehte ein leichter West erfrischend über den Plan und blätterte in den Zweigen der Silberpappel, daß sie geheimnisvoll rauschten, wie Märchen aus alter Zeit, von Hunnen und Römern und Aaren, die hier gehaust und gekostet.

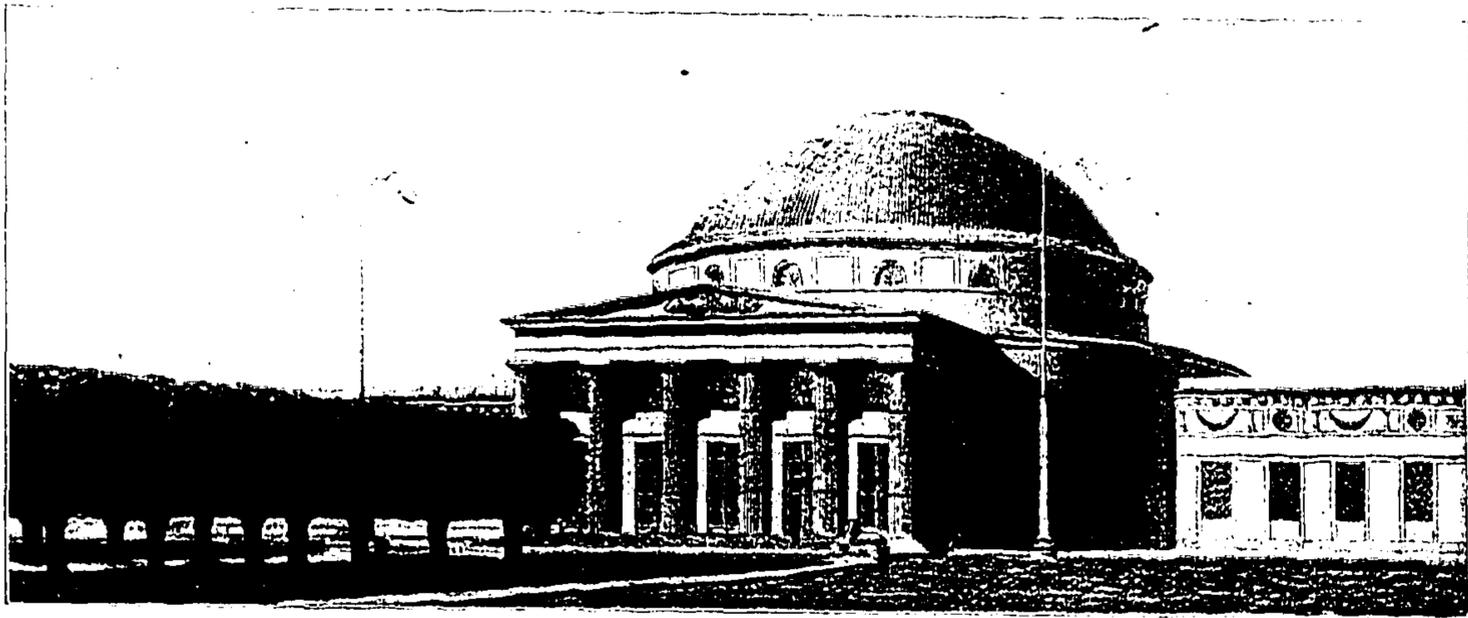
Und welche große Bedeutung hatte dieser schöne Edenstoa für das fröhliche, leichtlebige Volk Ostwiens, das damals noch nicht zu häufig in Villen an der Peripherie der Stadt wohnte, Sommerfrischen jedoch kaum dem Namen nach kannte. Der Prater war das Sonntagslind der Wiener, und an einem Sonntag war ganz Wien im Prater. Durch die Nobelallee rollten die häufig vier- und sechsspännigen Karossen der reichen deutschen, böhmischen, ungarischen und polnischen Adelsgeschlechter mit Läusen, Lakaien und Vorreitern, sprengten staltliche Kavaliere und glänzende Reiteroffiziere auf herrlichen Rennern, torquettierten, kokettierten, flirteten und intrigierten die vornehmen Damen in der so überaus kleidsamen, reichen Tracht der damaligen Zeit, mit Brillanten besät, von Reiz und Schönheit übertrahlt.

Der Wurstelprater dagegen war die Domäne der Kleinbürger, der kleinen Beamten, Studenten, Schreiber, Kaufmannsdienner, die der Volksmund „Budelshupfer“ nannte, und der Soldaten; wie nicht minder der allerliebsten Nähmamsellen, Putzmacherinnen, appetitlichen Köchinnen und der pikanten Stubenmädchen. Letztere hatten sogar ihre Geschichtschreiber und ein ganzes Heer von literarischen Anwälten gefunden. — So hatte der bestbekann-

te Kautenstrauch erst kürzlich eine sensationelle Broschüre „Über die Wiener Stubenmädchen“ publiziert, die so reißend abging, daß sie noch in demselben Jahre die vierte Auflage erlebte und eine ganze Stubenmädchenliteratur hervorrief.

Vor allem

aber war der Wurstelprater das Paradies der Kinder. Überall gab's Schaubuden, „Gaspeln“, Karussells, Ringelspiel genannt, und als Würze dazu die verben Späße des Praterwurstels. Da scholl von allen Seiten Musik, gellten Trompeten, zirpte das „picksche Hölzl“ (die Klarinette), könten Geigen, verstimmte „Werke“ (Veierkasten), dröhnten türkische Trommeln und schrillten „Tschinellen“, für die Wiener spezielle Überlieferung aus der schweren Türkennot.



Die Eisenbetonhalle auf der Internationalen Vaufach-Ausstellung Leipzig 1913. (Mit Text.)

„Vota, i möcht' gern hutschen!“ — „Hui, dort auf die Gaspel auf!“ — „Muatta, laß mi Ringelspiel fahr'n auf an Schimmel!“  
 „Was denn nit no, das kost' ja um an Groschen mehr.“ —  
 „Jessas, Tant', da schau den Wurstel, hiazt derschlagt er den Juden!“

So schwirrte es durcheinander. Die Männer aber überließen die begehrenden Kinder zumeist den Müttern und gingen einstweilen „zum Bier“. Alles war eitel Lust und Vergnügen, überall gab es eine „Feh“, ohne welche der Wiener es nun einmal nicht tut.

Mitten im Lärm der Musik, dem Gelächter der fröhlichen Menge, dem Jauchzen der Kinder wandelte ein vergnügtes Paar.

Ein kleiner schwächlicher Mann von etlichen zwanzig Jahren, in einem tabakfarbigen Frack mit großen Knöpfen, weißer Weste, schwarzen Kniehosen, seidenen Strümpfen und Schuhen mit silbernen Schnallen. Aus der Weste starrte ein umfangreiches, blendend weißes und steifes Jabot, Spitzenmanschetten bargen zur Hälfte die feinen, weißen Hände. Das Haupt bedeckte eine zierlich gepuderte Perücke mit stattlichem Zopfe, darüber ein dreieckiger Tressenhut, die Rechte hielt ein spanisches Rohr mit einem großen Eisenbeinknopfe. Das Gesicht des jungen Mannes war etwas blaß, nicht gerade schön, aber sehr ausdrucksvoll, mit einer gebogenen Nase und unendlich schönen, blauen, gutmütig und schelmisch zugleich blickenden Augen, oft mit dem sinnigen Ausdruck, der auf ein reiches Geistes- und Seelenleben schließen ließ.

Seine Begleiterin war etwa achtzehn Jahre alt, keine ausgesprochene Schönheit, doch wurde ihr rundes, frisches und rosiges Gesicht von zwei schwarzen, freundlich leuchtenden Augen und einem anmutigen Lächeln verklärt. Die üppigen, lichtbraunen, ungepuderten Locken fielen in reicher Fülle auf Brust und Nacken, der schöne, schlankle Wuchs mußte besonders angenehm auffallen. Das Mädchen war einfach, aber sehr gewählt in lichte, duftige Stoffe gekleidet, das rosa gestreifte Oberkleid auf beiden Seiten aufgerafft, so daß man die zierlichen Füße bewundern konnte.

Fröhlich plaudernd und scherzend schritten die beiden durch den Prater, bald bei einer Schauhütte verweilend, bald den Schaukindern zusehend. Nur wenn ein recht verstimmter Leierkasten seine mißtönige Weise laut werden ließ, hielt der junge Mann sich die Ohren zu und rief in heller Verzweiflung: „Sakelot, das Werkel! Das ist ja eine greuliche Katzenmusik, das vertrag' ich nicht!“

„Möchtest es schon vertragen,“ spottete das Mädchen, „wenn es etwas von deiner Musik spielen würde.“

„Meinst, Stanzi?“ lachte der junge Mann. „Kannst schon recht haben. Aber die leiern nur welche Musik. Na, ja, zum Herableiern ist das schon die richtige Sorte.“

Das Paar befand sich jetzt unweit des Eingangs in den Wurstelprater, wo zur linken Seite die Fahrstraße zu den Kaiserermühlen führte. Dort stand ein runder Holzbau, den die vielen Eingänge, das spitzulaufende Dach und die blecherne Fahne am Gipfel, die sich bei den Tönen eines Leierkastens drehte, als Karussell erkennen ließen. Im Innern auf der kreisrunden Drehscheibe standen hölzerne Pferde, Hirsche und kleine zweifüßige Wägelchen.

Mit kindlicher Freude und Lebhaftigkeit eilte der junge Mann auf die Hütte zu.

„Stanzi!“ rief er lachend, „Allegro, wir wollen Ringelspiel fahren!“

„Was fällt dir denn ein?“

„Etwas ganz Geseheites. Siehst nicht das Schild? Zum lustigen Salzburger. Das ist ja ein Landsmann, bin doch auch ein Salzburger, freilich nicht immer ein lustiger, sondern oft ein recht trauriger.“

„Daß die bösen Gedanken, Wolferl. Komm, wenn dir's Freude macht, so fahren wir halt.“

Die Wölle auf dem Antlitz des jungen Mannes war schon wieder verfliegen, heller Sonnenschein leuchtete darauf.

„Sapperment, Stanzi, schau' den schönen Schimmel! Auf dem muß ich reiten, das Bräunl dort ist schon etwas überspielt, wie ein altes Spinett. Das wär' ein Pegasus für unsern Schilander.“

„Gut, Wolferl, steig auf den Schimmel, ich plazier' mich im Wagerl hinter dich!“

„Glei geht's los, meine Herrschaften!“ rief ein rotthaariger Junge mit einer Bajazzomütze auf dem brehenden Kopfe, „auf'm Pferd kost's an Groschen, auf'm Schimmel zwa, auf'm Wagerl an halb'n.“

„Ist schon gut, roter Winginging“, lachte Wolferl, wie ihn das Mädchen genannt hatte, und schwang sich auf den Schimmel, während das Mädchen den Wagen bestieg. „Also paß auf, Stanzi, jetzt geht's nach Paris.“

Er ergriff ein eisernes Rapiert, das ihm der Burische gereicht hatte, die Klingel gab das Zeichen, die Scheibe begann sich zu drehen.

„Ugh! schon wieder so ein verdammtes Werkel!“ rief Wolferl, doch beruhigte ihn das silberhelle Lachen Stanzis. Er faßte das Rapiert und stach im Vorbeifahren nach den kleinen runden Öff-

nungen, die rings in den Holzfäulen angebracht waren; bei jedem Treffer rollte aus der Öffnung ein Messingringlein auf die Klingel.

Stanzi begleitete jeden gelungenen Stoß mit lautem Handklatschen. „Bravo, Wolferl!“ rief sie lustig. „Mir scheint, du hast dir's einstudiert. Wenn das so fortgeht, wirst noch als Ringelspielstecher berühmt.“

„Danke schön dafür. Wenn das der einzige Ruhm in meinem Leben wär', geh' ich lieber zum Schiffszug nach Peterwardein.“

„Versündige dich nicht, du ungenügsamer Mensch,“ spottete Stanzi, „wenn du so viel Glück beim Ringelstechen hast, bleib dir's vielleicht auch beim Notenstechen treu.“

„Auf Ehr', hast recht, also lustig drauf los! Eins — zwei — drei Ringel, wer macht mir's nach? Mein Rapiert ist schon halbvoll. Na, da hört auch das jämmerliche Werkel auf, die Feh' ist zu Ende. Behüt' dich Gott, Schimmel.“

Damit sprang er gewandt vom hölzernen Pferde und half seiner Begleiterin galant aus der Miniaturkarosse.

Lachend verließen sie mit vielen anderen lustigen Reitern das Karussell, und bald saßen sie im Garten eines kleinen Gasthauses auf einfachen Holzbänken an einem der rohgezimmerten Tische, die jeder Decke entbehrten. Kastanienbäume wölbten ihre grünen Zweige über ihr Haupt und prangten im weißen und roten Blütenschmucke, Fliederbüsche hauchten ihren würzigen Duft und ferne leuchtete Goldregen aus dunklem Laub.

Ein berber Aufwärter in Hemdärmeln, mit einer blauen Schürze angetan, trat gutmütig lächelnd heran.

„Dös is schön, Herr von Mozart, daß uns die Ehr' geb'n,“ grüßte er respektvoll und wischte mit seiner blauen Schürze die fragwürdige Tischplatte ab. „Was darf i bringen?“

„Grüß Gott, Joseph,“ entgegnete der junge Mann, der also niemand anderer war, als der geniale Komponist der eben in München mit Erfolg gegebenen Oper „Domencio“ — Amadeus Wolfgang Mozart — „für Fräulein Konstanze einen Kaffee, heiß wie die Höl, und für mich ein Bier, kalt wie der Eisgang der Donau.“

„Gnä' Herr soll'n glei' bedient werd'n“, schmunzelte der Aufwärter und entfernte sich, um bald darauf mit dem Gewünschtem zu erscheinen.

„Na, Joseph, was ist's mit deinem Plan für den Winter?“ fragte Mozart. „Ist's ihm gelungen, kommt Er in die Stadt?“

„Danke der Nachfrag, Herr von Mozart,“ entgegnete der Gefragte, „hab's mit'm Wirt zur Silbernen Schlang'n' in der Müntnerstraß'n in Nichtigkeit g'bracht, i komm als Hausmaster hin.“

„Gut also, dann seh' ich Jhn ja öfters, bin Stammgast dort.“

„Was eh, fren' mi aufrichti, den gnä' Herrn dort bedienen z' können.“

Er sagte es freudig und treuherzig, und hatte recht damit. Sollte er dem großen Ländlicher doch bis zu dessen Tode Treue bewahren und mit rührender Anhänglichkeit dienen.

Anderer Gäste kamen und Joseph wandte sich denselben zu.

„Laß dir's schmecken, Stanzi,“ sagte Mozart zu dem Mädchen. „wir wollen heut die Sonntagslust voll austkosten; ist's doch jetzt selten genug, daß wir uns ungestört sprechen können.“

„Ach ja, Wolferl, der Mutter ist's nicht recht.“

„Weiß wohl, aber deine Mutter ist wirklich spaßig. Seid ihr denn nicht eine rein musikalische Familie? Dein Vater Weber war ein Musiker und Notenskribler, noch in Mannheim mein unentgeltlicher Leibkopist, deine älteste Schwester Josepha ist die Frau des Weigers Hofers und selbst Sängerin, die zweite, Moisia, desgleichen eine Sängerin von großem Ruf, aber leider auch die Frau des, wenn auch bedeutenden, so doch verlotterten Schauspielers Lange, der eigentlich kurz heißen sollte, weil das Glück nicht lange dauern wird. Die etwas leichtfertige Soile, die Gott vor Unglück bewahren möge, liebängelt ja auch schon mit einem Notensprecher, mit dem Heibel, der Chordirektor bei den Kroaten unten in Diakowar werden soll. Was ist also dabei, wenn du dich auch an einen Musikanten hängst, der noch dazu dein Lehrer auf dem Spinett ist.“

„Aber, Wolferl,“ wehrte das Mädchen ab, „sprich nicht so.“

„Ich sag's, weil mich's ärgert, daß deine Mutter, die in Mannheim so viel auf mich gehalten hat, jetzt gar so spröde tut. Und gerade nur wegen dir. Josefa ist faul und grob und hat's lausdid hinter den Ohren, Moisia ist falsch und kokett —“

„Halt, halt, Wolferl!“ unterbrach ihn Stanzi, „schimpse nicht. Du hast ja doch geschwärmt für sie.“

„Hab' ich, hab' ich, will's gar nicht leugnen, brannte lichterloh für sie, komponierte auch vieles für ihre schöne Stimme, aber zum Glück war's eigentlich doch nur ein Strohhalm. Und wie sie so abscheulich treulos gewesen, hab' ich die ganze Liebelei mit allen Wurzeln aus meinem Herzen gerissen, wenn's auch noch eine Weile danach blutete. Siehst, Stanzi, da habe ich dich gefunden, bei dir weiß ich erst, was wahre Liebe ist, und die wird

besuchen, da kann der gute, doch sonst so verständige Vater schreiben und deine Mutter tun, was sie wollen. Denn du, Stanzl, bist ja die reinste Märtyrerin in eurem Hause, und doch die gützigste, mit einem Wort die beste unter deinen Schwestern. Du nimmst dich um alles an und kannst es doch niemanden recht machen. Das soll ein Ende nehmen."

"Ach, wenn's nur so ginge, aber es geht nicht."  
"Sapperlot, alles geht, wenn's der Mensch nur ernstlich will. Was hat denn die Frau Weber an mir auszusehen?"

"Sie meint, aber sei nicht böje, — sie meint, deine Stellung sei noch nicht so gesichert, um die Zukunft ihrer Tochter ganz unbesorgt einem so jungen Herrn Leichtfuß anzuvertrauen."

"Oho! Leichtfuß! Stanzl, bin ich das wirklich?"  
"Na, ich glaube, etwas dürfte schon daran sein, obgleich du ein durchaus ehrenwerter und achtungswürdiger junger Mann bist."

"Ich danke für deine gute Meinung, sollst dich in mir auch nicht täuschen! Und was die unsichere Stellung betrifft, lieber Gott, arbeite ich nicht rastlos? Schreibe Konzerte, Quartette, Sonaten, Sinfonien und so weiter."

"Gewiß, Wolfert, gewiß."  
"Na, und hat meine Oper 'Domeneo' in München nicht großen Erfolg gehabt und meinen Ruf als Tondichter fest begründet?"

"Nein Zweifel, Liebster, wenngleich in Wien sich nicht alles so günstig gestaltet."

"Ja, ja, hast recht, da liegt der Hase im Pfeffer. Ist's nicht traurig, daß der deutsche Meister im Vaterland nichts gilt, daß überall nur die Fremden geachtet werden, welche dann die Einheimischen zurückdrängen und nicht aufkommen lassen? Wie der große Preußenkönig Friedrich nur französische Kunst und Dichtung kultiviert und den 'deutschen Vären' jede Fähigkeit dazu abspricht, so hat der sonst so geniale und hochgebildete Kaiser Josef II. die Italiener ins Herz geschlossen, so herrschen dieselben ausschließlich in Wien, und die deutsche Kunst und der deutsche Künstler sind das Achenbrödel im eigenen Vaterland. Ist dieser Monsieur Bonbonieri nicht der Abgott des Kaisers?"

"Warum gibst du dem Hofkapellmeister Salieri immer diesen Namen?"

"Weil er jederzeit mit einer gefüllten Bonbonbüchse herumkaut, wahrscheinlich, um daraus die Süßigkeit seiner Musik zu saugen. Hätte nicht gerade Josef II. das Seitenstück des großen Jais werden sollen? Dieser der Erwecker des deutschen Geistes, des deutschen Kraftbewußtseins, der deutschen Tatkraft — Josef der Erwecker der deutschen Kunst, des deutschen Genies? Aber da war bei uns ein Menschenalter hindurch der Italiener Metastasio der Selbstherrscher der höfischen Dichtkunst. Er lebt seit dreißig Jahren in Wien, hat in jedem Jahre nur ein deutsches Wort sich angeeignet, so daß er von 1729 bis heute im ganzen erst dreißig deutsche Worte erlernte. Das sei genug, meinte er, um mir im Notfall das Leben zu retten. Dabei wundert er sich, daß die Wiener während dieser ganzen langen Zeit noch immer nicht Italienisch gelernt hätten."

"Sei nicht ungerecht, Wolfert," begütigte ihn Konstanze, "wenn auch der Musiksinns des guten und hochherzigen Kaisers nicht tief genug ist, um dich und deine Musik ganz zu verstehen, so zeigt sich doch sein lebendiges Interesse für alles Vaterländische. Hat er nicht gerade jetzt, wie für dich geschaffen, ein deutsches Nationalfestspiel ins Leben gerufen? Da, mein' ich, Liebster, soll dein Weizen blühen."

"Hat sich was zu blühen! Denkt er an mich? Und doch — wer soll denn für das deutsche Festspiel schreiben? Glück ist zu alt und komponiert nicht mehr. Haydn hat nur eine einzige Oper vertont: 'Der hinkende Teufel', zu dem ihm Felix Kurz, der 'Bernadon', das Libretto übergeben. Die Sache war eigentlich auf Alfoglio, den damaligen Direktor des Burgtheaters, gemünzt. Es sind gerade dreißig Jahre, daß die Oper gegeben wurde, auch unendlich viel Beifall fand, jedoch nur dreimal zur Aufführung gelangte, weil Alfoglio den Stich auf sich herausjählte und ein Verbot erwirkte. Seit dieser Zeit komponiert Haydn nichts mehr fürs Theater, hat's auch nicht nötig, denn er ist bei seinem edlen Fürsten Esterhazy in Eisenstadt gut aufgehoben. Den Bonbonieri hätte der Kaiser, dessen 'Herzpinkler' er ja ist, schon gerne, aber es geht doch nicht an, den Welschen auch noch im deutschen Festspieltheater vorzuführen. Und sonst ist mit den Wiener Komponisten fürs Theater nicht viel los und mit denen im Deutschen Reich draußen noch viel weniger."

"Sie werden schon noch zu dir kommen, glaub' mir's, Wolfert."  
"Glauben heißt nichts wissen, meine Liebste, bis jetzt wissen wir nichts, und ich glaub's auch nicht."

Zu diesem Augenblicke trat ein frisches, etwa fünfzehnjähriges Bürschlein, welches bisher aufmerksam der nicht üblen Harmonie-  
musik im gegenüberliegenden Kaffeehause gelauscht hatte, in den Garten. Als der Ankömmling sich unvermutet Mozart gegenüber

sah, wurde er blutrot, doch trat er, wie von einer geheimen Macht getrieben, mit abgezogener Mütze näher und starrte den Meister an, bis er diesen auffiel und auch Konstanze aufmerksam wurde.

"Nun, was gibst's denn, mein Biberl?" sagte Mozart launig, "wir sind ja im Prater, da laßt sich keiner umsonst anschauen."

Den Jungen setzten diese Worte zuerst in Verwirrung, endlich sammelte er sich etwas und stotterte: "Verzeih'n's, Herr von Mozart, daß i so ballert bin."

"Ah, du kennst mich? Woher denn?"

"Mei Vetter is Sakai beim Fürsten Galizin, und der hat mi heimlich hinter's Orchester gesteckt, wie der Herr von Mozart so wunderschöne Kompositionen so wunderschön g'spielt hab'n!"

"Schau, schau, also ein Musikfreund?"

"Da Freund allan, gnä' Herr, i will selber a Musiker werd'n und schöne Sacherln schreib'n."

"Ei, der Tausend, wie heißt du denn, mein Bürschel?"

"Franz Süßmeyer haß i."

"Sapperment, Süßmeyer! Das ist ein fataler Name, da wirst du auch so süß schreiben und spielen, wie der Salieri."

"Na, Herr von Mozart, das tu i net, mir is nix um das welsche Klingellangel, i will deutsche Musik machen, denn i bin aus Stadt Steyr in Oberösterreich."

"Ah, schau, aus Steyer bist? Da ist ja auch der lustige Poet Blumauer her. Aus dem Ort kommen also nicht allein Sensen und Sichel, sondern auch Dichter und Musiker. Warum nicht? Salzburg liefert ja auch nicht allein Salzburger Nockerln, sondern auch einen Mozart. Jetzt aber sage, Bürschel, wie du es anstellen willst, um ein Musiker zu werden."

"Mei Vetter ist mit'n Meister Abrechtsberger bekannt."

"So, mit dem braven, würdigen Mann und trefflichen Musiker."

"Ja, der hat mi g'prüft und g'funden, daß i gute Musik'n hab, wie er mant. Er is mei Meister im Kontrapunkt und Generalbaß, und i bin damisch fleißig. Meuli sagt er zu mir: 'Franz, bist a recht anstelliger Bursch, 's wird was aus dir werd'n. Den musikalischen Grund werd' i bei dir schon leg'n, aber wenn du den Schwung und die Tief'n, das Höchste im Ausdruck und 's goldene G'müat kennen lernen willst, so schau, daß d' zum Mozart kommst — der hat's. Wo wir d' Melodien mühselig z'sammen schweißen, heutelt der sie nur so aus dem Arme! heraus.'"

(Fortsetzung folgt.)

## Die Binde vor den Augen.

Novellette von S. von Kemagen. (Nachdruck verboten.)

**A**ber warum heiraten Sie nicht, wenn Ihnen das Jung-  
gesellenleben so unerträglich ist?"

"Heiraten? Das ist es ja eben! Sagen Sie nur, wen in aller Welt sollte ich denn heiraten?"

Der große, breitschultrige Mann mit dem lang herabfallenden schlichten Haar und den in ihrer Offenheit fast knabenhaften Zügen, blickte mit dem Ausdruck ratloser Verzweiflung zu der im Sofa vor ihm lehrenden anmutigen Frau hinüber.

"Wen Sie heiraten sollen! Das fragen Sie und leben in einer Großstadt, deren Frauen ihrer Schönheit und Lebenswürdigkeit wegen berühmt sind! Lassen Sie sich auslachen!"

"Lachen Sie nur! Was nützt mir aber alle Schönheit und Lebenswürdigkeit von Frauen, die ich nicht kenne! Und ich kenne niemand hier."

"Niemand? Das wird so wörtlich nicht zu nehmen sein!"

"Ganz wörtlich. Sie kennen ja meine Lebensweise. Tagsüber angestrengt in meinem Bureau beschäftigt — daß ich heute zu dieser Vormittagsstunde hier bei Ihnen sitze, ist eine selbste durch den Feiertag kaum erklärliche Ausnahme — abends in meinem Stammlokal, da macht man keine Damenbekanntschaften."

"Sie müssen die Gelegenheit dazu eben auffuchen."

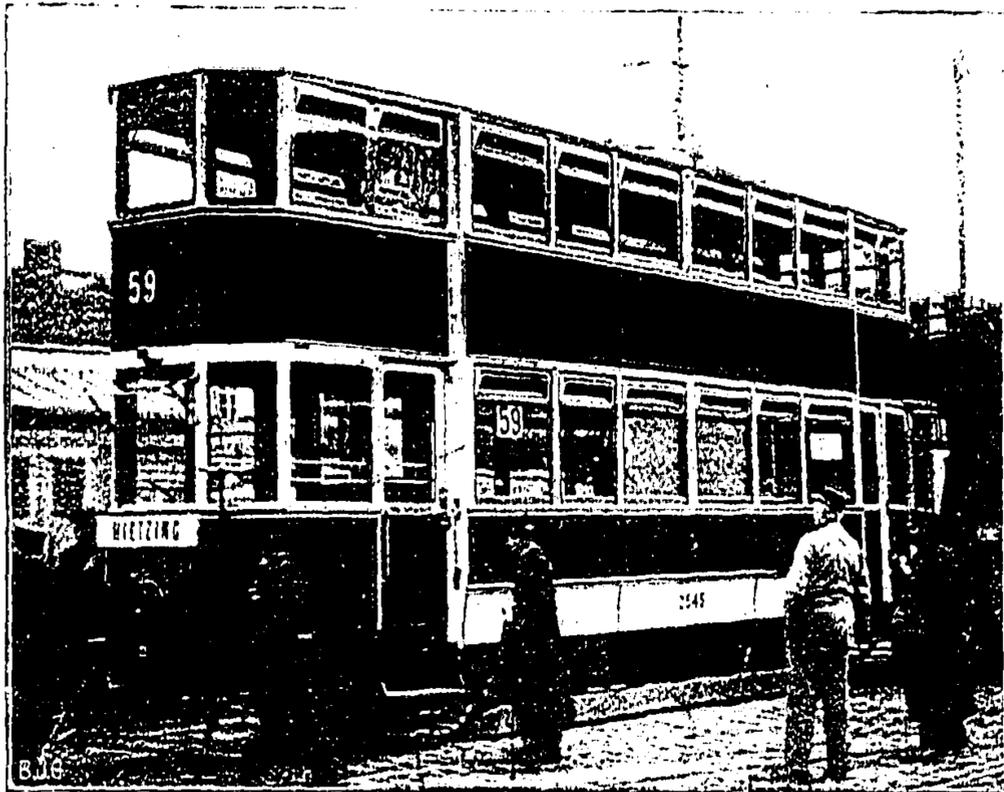
"Aber wie! Ich kann doch nicht auf offener Straße Bekanntschaft mit irgendeiner Dame anknüpfen!"

"Warum nicht, wenn es in geschickter Weise geschieht? Sie sehen ein junges Mädchen, das Ihnen gefällt, und folgen ihm. Sie verliert ihr Taschentuch, Sie heben es auf, es regnet, Sie bieten Ihren Schirm an, ein Zudringlicher belästigt sie, Sie weisen ihn zurück, das berechtigt Sie schon, einen Gruß, wohl auch ein Wort, mit ihr auszutauschen. Inzwischen erkundigen Sie sich nach dem Namen und der Familie der Betreffenden, Sie suchen den Vater kennen zu lernen, Sie machen sich ihm angenehm, erhalten eine Einladung. Sie werben gleichzeitig um die Gunst von Mutter und Tochter, in ein paar Wochen sind beide gewonnen und die Verlobung kann gefeiert werden."

Er lachte herzlich.

"Das nenne ich energisch vorgehen! Aber," setzte er, wieder ernst werdend, hinzu, "eines vergessen Sie dabei!"

"Das wäre?"



Der Doppeldecker, ein neuer Straßenbahnwagentyp in Wien. (Mit Text.)

„Daß die meisten Mädchen bei näherer Bekanntschaft vollständig den Reiz für mich verlieren, den sie aus der Ferne auf mich ausüben. Ich kann wohl sagen, ich habe noch kein Mädchen kennen gelernt, von dem ich länger als vier Wochen gewünscht hätte, es zu meiner Gattin zu machen.“

„Sind Sie so anspruchsvoll? Das wüßte ich nicht. So lassen Sie doch einmal hören, was Sie von der Frau verlangen, die Ihnen gefallen soll! Die Betreffende muß natürlich schön sein!“

„Schön, was ist schön?“ Er blickte nachdenklich in das feine, lebhafte Antlitz der ihm gegenüber Sitzenden, so nachdenklich, daß er gar nicht bemerkte, wie dieses sich unter seinem anhaltenden Blicke mit leiser Röte bedeckte.



Gottlieb von Sagow,  
Staatssekretär des Auswärtigen.  
(Mit Text.)

„Ich glaube nicht, daß das, was man gewöhnlich unter Schönheit versteht, mir notwendig oder auch nur wünschenswert wäre. Ein klares Antlitz, aus dem die Seele hervorleuchtet, das ist für mich ein schönes Antlitz, ob seine Züge auf Regelmäßigkeit Ansprüche machen können oder nicht. — Meinem persönlichen Schönheitsgefühl würde zudem blondes Haar am besten entsprechen“, setzte er etwas verlegen hinzu.

Sie bemühte sich, ein paar über der Stirn sich kräuselnde blonde Lockchen zurückzustreichen. „Doch geben Sie zu,

daß Ihnen unter Umständen auch eine Brünette gefallen könnte?“

„Vielleicht! Ich weiß es selbst nicht!“

„Also in bezug auf die Schönheit könnte man Ihre Anforderungen wohl zu-

ammenfassen: Ein angenehmes Äußere gewünscht. — Blondinen erhalten den Vorzug.“ — Er nickte lächelnd.

„Nun das Alter! Muß sie sehr jung sein?“

„Sehr jung gewiß nicht, da ich es nicht mehr bin.“

„Sie sind vierzig Jahre alt, soviel ich weiß.“

„Alt genug, um eine Frau mit gereiften Lebensansichten zu wünschen.“

„Zu alt dürfte sie doch aber auch nicht sein!“

„Es ist mit dem Alter wie mit der Schönheit. Was ist alt? Ein Mädchen mit fünfundsiebenzig Jahren kann unter Umständen alt, eine Frau mit fünfunddreißig noch sehr jung sein.“

„Sagen wir also: nicht unter fünfundsiebenzig und nicht über fünfunddreißig. Das ist gewiß liberal gedacht. Doch weiter! Muß sie reich sein?“

„Warum nicht gar! Ich habe genug, um für eine Frau sorgen zu können. Hat sie Vermögen, so ist das ihre Sache. Eine Frau um ihres Geldes willen heiraten, nein, das werden Sie mir nicht zumuten.“



Dr. Richard Weiskirchner,  
der neugewählte Wiener Bürgermeister.  
(Mit Text.)

„Das tue ich auch nicht“, sagte sie herzlich, während es aus ihren Fragen bisher zuweilen wie verhaltener Spott geklungen hatte. „Bildung und Häuslichkeit werden Sie dafür um so gewisser von Ihrer Frau verlangen?“

„Weil eine Frau, die diese beiden Eigenschaften nicht besitzt, für mich überhaupt undenkbar ist. Die Frau braucht nicht selbst die Töpfe auf dem Herde zu überwachen, aber sie muß es verstehen, dem Mann ein behagliches und trauliches Heimwesen zu schaffen. Sie braucht keine Gelehrte zu sein, und es darf doch keinen Gedankenflug geben, auf dem sie dem Gatten nicht folgen, kein Interesse, das sie nicht mit ihm teilen, keinen Kunstgenuß, den sie nicht mit ihm würdigen kann.“

„Das klingt so einfach und umfaßt doch so viel“, sagte sie nachdenklich.

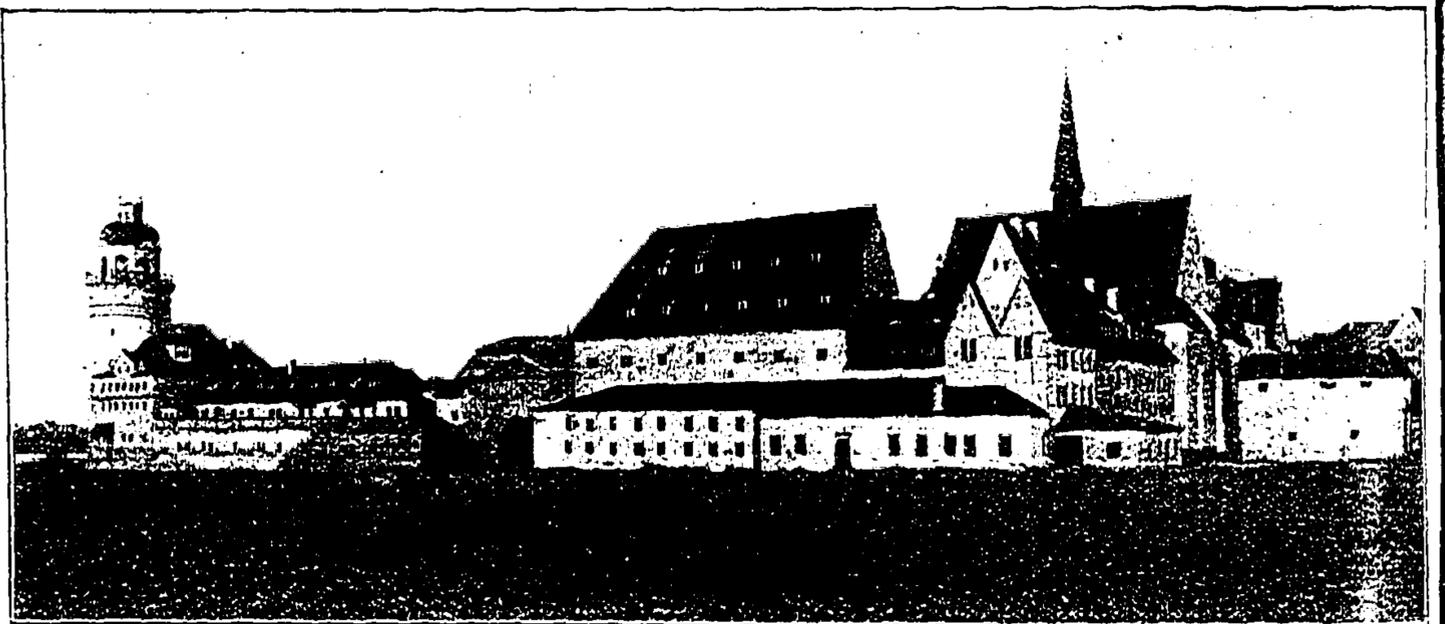
„Und haben nicht Sie gerade mich gelehrt, meine Anforderungen so hoch zu stellen?“ rief er eifrig. „Hat nicht die Häuslichkeit, die Sie Ihrem Gatten bereiteten, mir zuerst gezeigt, welches Paradies eine wahrhaft gebildete Frau dem Mann zu schaffen weiß! — Freilich, wenn

ich bedanke“, setzte er kleinlaut hinzu, „was Sie Ihrem Gatten waren, dann will es mir unmöglich erscheinen, daß mir je ein ähnliches Glück beschieden sein könnte.“

Sie hatte halb abgewendet geessen: seine letzten Worte ließen sie rasch und forschend aufsehen, aber ihr Blick senkte sich sofort



Papa Schmid,  
der langjährige Leiter des weitbekannten  
Münchener Marionettentheaters. (Mit Text.)



Mit-Leipzig auf der Internationalen Bauausstellung Leipzig 1913. (Mit Text.)

wied  
helle  
„  
gewi  
gedn  
Frau  
sie  
Weg  
Aus  
Ihre

dies

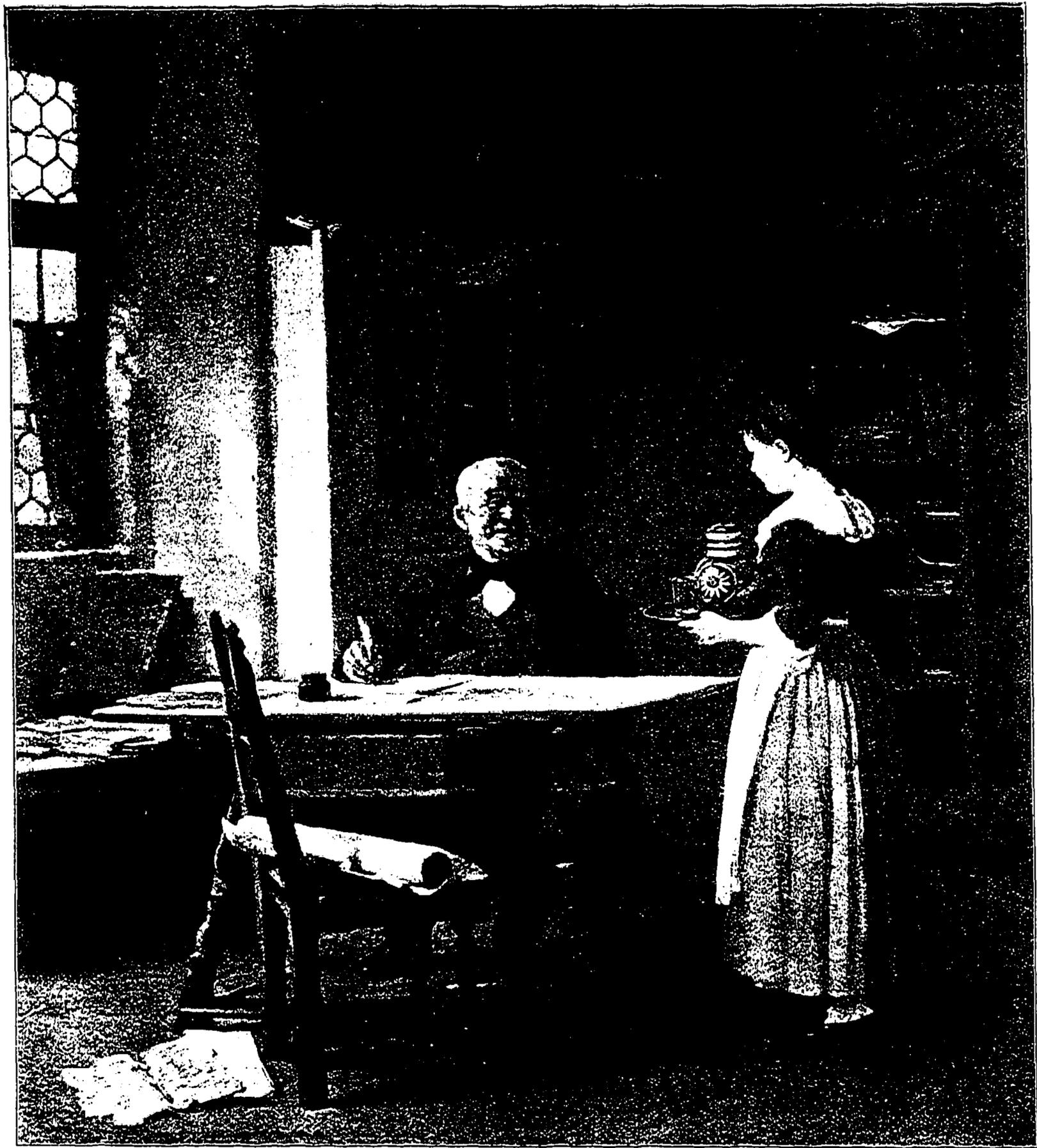
Ihr  
zu  
daß  
lan  
entz

wid

wieder, als sie dem vollkommen unbefangenen Ausdruck seiner hellen Augen begegnete.

„Ohne um eine Frau zu werben, werden Sie schwerlich eine gewinnen“, sagte sie, während es wie mühsam unterdrückte Ungeduld aus ihrer Stimme klang. „Aber freilich, Sie kennen keine Frau, um die Sie werben könnten“, setzte sie rasch hinzu, als er sie unterbrechen wollte. „So versuchen Sie es auf indirektem Wege! Machen Sie Ihre Wünsche in der Zeitung bekannt. Aus Mangel an ‚Damenbekanntschaft‘, das ist ja ganz Ihr Fall. Ihre Anforderungen haben wir ja eben ziemlich genau präzisiert.“

Unzufrieden mit sich selbst trat Regierungsrat Dübén den Rückweg an. Sein Ohr hatte die Ungeduld, ja die leise Gereiztheit wohl herausgehört, die heute zuweilen aus ihren Worten geklungen. Was konnte sie verstimmt haben, sie, deren Güte und Sanftmut sich ihm, mit dem sie die Erinnerung an eine gemeinsam verbrachte Jugendzeit verband, stets unvermeidlich gezeigt? Er hatte die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit zu kommen und ihren Frauenrat für sich in Anspruch zu nehmen, auch nach dem vor einigen Jahren erfolgten Tode ihres Gatten beibehalten. Wollte sie ihm zu verstehen geben, daß dies jetzt aufhören



Eine Erfrischung. Von H. Dehmichen. Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München. (Mit Text.)

„Sie würden mir sicher am wenigsten raten, mein Glück auf diesem Wege zu suchen.“

„Warum nicht?“

Er stand auf und griff nach Hut und Handschuhen.

„Haben Sie Geduld mit mir um alter Zeiten willen!“ bat er, ihr herzlich in die Augen sehend. „Ich habe Sie heute wieder viel zu lange mit meinen Angelegenheiten belästigt, aber Sie wissen, daß ich sonst niemand habe, dem ich zuweilen mein Herz ausschütten kann.“ Er beugte sich tief über die Hand, die sie ihm zum Abschied entgegenhielt. „Was sollte ich tun, wenn ich auch Sie nicht hätte!“

Es zuckte wie eine Entgegnung um ihren Mund, aber sie erwiderte nur stumm seinen Gruß und trat in das Zimmer zurück.

mußte? Oder war sie es nur müde, ihm Ratsschläge zu geben, die er doch nie befolgte?

Er wäre, in seine Gedanken versunken, fast mit einem Herrn zusammengestoßen, der in untadelhaftem Salomanzug, eine kleine Rosenknospe im Knopfloch, eilig des Weges kam. Zur rechten Zeit noch hob er den Blick.

„Was der tausend, Lantín, du bist's!“ rief er, in dem vor ihm Stehenden einen Freund erkennend, mit dem er öfters bei Frau von Sandt zusammengetroffen. „Wohin in solcher Eile?“

„Wohin?“ Der Angeredete schwankte einen Augenblick, ob er Rede und Antwort stehen sollte, dann hielt er entschlossen an, wie einer, dem es nicht unlieb ist, vor dem entscheidenden

Schritte noch einmal aufzunehmen. „Ich bin im Begriff, zu Frau von Sandt zu gehen.“

„Und das sagst du in diesem feierlichen Tone?“

„Es ist mir auch feierlich genug zu Sinn.“ Er griff nach dem Arm des Freundes und drückte ihn krampfhaft. „Ich gehe zu Frau von Sandt, um sie um ihre Hand zu bitten.“

„Um was willst du sie bitten?“ fuhr Düben auf.

„Um ihre Hand.“

„Um ihre Hand?“

Das äußerste Erstaunen malte sich in Dübens Zügen, während er sich heftig von seinem Freunde losmachte.

„Solltest du etwas dagegen haben? Ich dachte, ich hätte dir Zeit genug gelassen, wenn es deine Absicht war, mir zuvorzukommen.“

Er wollte weiter. Düben hielt ihn am Arme fest. „Sie wird dich nicht wollen!“

„Danach denke ich sie selber zu fragen.“

„Sie war so glücklich mit ihrem ersten Gatten!“

„Deshalb wird sie es mit dem zweiten vermutlich nicht weniger sein.“

„Aber sie hat Kinder!“

„Ich wüßte nicht, was die beiden hübschen, wohlgezogenen Kinder, die zudem ihr eigenes Vermögen haben, für ein Hindernis sein könnten! Ganz im Gegenteil!“

„Aber, aber —“

„Nein, wahrhaftig, ich habe jetzt keine Zeit für deine Einwendungen! In ein paar Stunden hoffe ich deine Glückwünsche als Bräutigam entgegennehmen zu können. Bis dahin lebe wohl!“

Düben starrte dem Davoneilenden nach, als ob er seiner Sinne nicht recht mächtig wäre. Da lief dieser Mensch hin, um die Frau zu gewinnen, die — ja, die er liebte; jetzt auf einmal wußte er es, die er liebte und die er schon geliebt hatte, ehe ihr erster Gatte sie noch heimgeführt. Durch seine eigene Schuld hatte er sie zum zweiten Male verloren. Oder hatte Lantini nicht recht? Hatte er nicht Zeit genug gehabt, zu einem Entschlusse zu kommen? Aber wie damals in der Jugendzeit, da er als ihr Freund und Spielgenosse in wunschloser Sicherheit an ihrer Seite ging, so war er auch jetzt, die Binde vor den Augen, neben ihr gewandelt, bis ein anderer sie ihm zu spät von den Augen riß.

Er schlug sich vor die Stirn. Mit welcher Dreistigkeit dieser Mensch seine Hand nach der Frau ausstreckte, an die er nicht einmal in Gedanken zu rühren gewagt hatte. Und er würde sie gewinnen, o gewiß! Er war jung, er konnte kaum einige Jahre älter als sie selber sein, er war von stattlichem Aussehen, aus guter Familie, von unabhängigem Vermögen, einnehmendem Wesen und — wie Düben, so sehr er sich auch dagegen sträuben mochte, zugeben mußte — von durchaus tadellosem und ehrenhaftem Charakter.

Einen solchen Mann abzuweisen gab es keine nur irgend denkbare Möglichkeit. In ein paar Stunden konnte er ihm zu seiner Verlobung, in wenigen Monaten vermutlich schon zu seiner Vermählung gratulieren. Vielleicht duldete Lantini ihn später, von seiner Ungefährlichkeit überzeugt, als Freund im Hause. Sein Stolz häumte sich hoch auf bei diesem Gedanken. Nein, wahrlich, ein zweites Mal würde er eine solche Rolle nicht übernehmen! Möchten sie glücklich sein, er aber wollte es nicht sehen. Fort von hier, für lange, am liebsten für immer, das war sein einziger Gedanke. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Er wollte sich selbst entfliehen, fremde Menschen, fremde Gegenden aufsuchen, in denen nichts ihn an die Torheit erinnerte, mit der er das Glück, das im Bereiche seiner Hand gelegen, verschert hatte.

Er stürmte nach Hause, der überraschten Haushälterin den Befehl zum sofortigen Zusammenpacken seiner Sachen zu geben, dann in sein Bureau, um mit seinen Beamten alles Nötige betreffs einer längeren Abwesenheit seinerseits zu besprechen.

Der Nachmittag war noch nicht allzuweit vorgeschritten, als er schon in der Bahnhofshalle stand.

Eben hatte er einem Gepäckträger Koffer und Reisetasche zur Beforgung übergeben, als er Lantini eilig daherkommen sah, diesmal aber nicht im schwarzen Salonanzuge, die Rosenknospe im Knopfloch, sondern im einfachen grauen Reiseanzuge, einen Staubmantel über dem Arme.

Es war zu spät, ihm auszuweichen.

„Ich gratuliere, ich gratuliere!“ rief er, seinen inneren Jubel so gut er konnte, verbeißend.

„Wüßte nicht, wozu!“

Lantini wollte hastig weiter, aber Düben vertrat ihm den Weg. „Du weißt nicht, wozu? Ja, warst du denn nicht heute morgen bei Frau von Sandt, um dich mit ihr zu verloben?“

„Das wollte ich auch!“

„Nun, also!“

„Leider aber wollte sie nicht.“

„Sie hat dich abgewiesen?“

„Sie war so frei.“

„Aber weshalb?“

„Weshalb?“ Lantini lachte laut auf. „Nun, vermutlich, weil sie mich nicht zum Manne haben wollte. Aber sei so gut und gehe mir ein wenig aus dem Wege. Ich will nach der Schweiz, es sind nur noch fünf Minuten bis zur Abfahrt.“

Ein paar Augenblicke lang starrte Düben regungslos seinem Freunde nach, dann stürzte er auf den Gepäckträger los, der mit dem Rezipisse in der Hand wartend dastand.

„Lassen Sie sich mein Gepäck zurückgeben! Der Portier soll es einstweilen in Verwahrung nehmen.“

Er drückte ihm ein Trinkgeld in die Hand und rannte davon. Staubbedeckt und atemlos stand er zehn Minuten später vor Frau von Sandt.

„Um Gottes willen, es ist doch kein Unglück geschehen?“ rief diese ihm bestürzt entgegen.

„Mein Unglück, aber das Glück meines ganzen Lebens steht auf dem Spiele. Wollen Sie mir eine Frage beantworten?“

Verwundert winkte sie ihm, einen Sessel zu nehmen. Er achtete nicht darauf, sondern blieb in großer Erregung vor ihr stehen. „Herr Lantini war heute morgen hier. Er hat um Sie angehalten.“

Sie wollte ihn unterbrechen.

„Ich weiß es von ihm selber.“

„Nun also: Ja, er war hier.“

„Und Sie haben ihn abgewiesen.“

„Wenn er Ihnen auch dies anvertraut hat, ich habe keinen Grund, es zu leugnen.“

„Weshalb haben Sie ihn abgewiesen?“

„Weshalb?“ Sie ward erst blaß, dann glühend rot. „Ich weiß nicht, was diese Frage soll. Ich meinte, über mein Leben und Lassen niemanden Rechenschaft schuldig zu sein.“

„Nicht so, nicht so!“ rief er heftig, ihre Hand ergreifend. „Sehen Sie für einen Augenblick über das Unberechtigte und Ungebührliche der Frage hinweg und antworten Sie mir. Weshalb wiesen Sie ihn ab?“

„Aber ich weiß in der Tat nicht —“

„War es, weil Sie Ihren Gatten nicht vergessen können?“

Er hielt den Atem vor Spannung an.

„Müßte ich ihn vergessen?“ sagte sie ernst. „Ich kann nicht glauben, daß die Erinnerung an ihn sich einem neuen Glück störend gegenüberstellen würde. Nein, gewiß, das war es nicht.“

Er atmete tief auf.

„So war es der Gedanke an Ihre Kinder? Sie wollen Ihre Rechte auf sie mit niemanden teilen?“

„So engherzig war meine Liebe nie. Ich habe es schon manchmal schwer empfunden, meine Kinder ganz allein erziehen zu müssen. Könnte ich ihnen in einem edlen Manne einen väterlichen Freund gewinnen, ich würde es als Glück betrachten. Nein, der Gedanke an meine Kinder war es nicht.“

„Aber was sonst? Halten Sie Lantini nicht für gut und vertrauenswert?“

„Ich habe ihn nie anders kennen gelernt. Ich halte ihn den besten Liebe einer Frau wert. Wenn ich ihm diese Liebe nicht geben konnte, so war es vielleicht, weil —“

Sie hatte die letzten Worte stockend gesprochen, jetzt brach sie plötzlich ab.

„Vielleicht weil?“ wiederholte er dringend. „Warum fahren Sie nicht fort? Ich beschwöre Sie, nur jetzt lassen Sie Wahrheit zwischen uns herrschen. Seien Sie größer als die meisten Ihres Geschlechts! Sehen Sie sich hinweg über die Vorurteile engherziger Sitte! Sie konnten Lantini's Liebe nicht erwidern, weil —?“

Sie stand einen Augenblick zögernd da, dann sagte sie entschlossen: „Ich kann den Grund nicht nennen!“

„Sie können nicht!“ rief er leidenschaftlich. „Nun denn, wenn Sie nicht wahr sein können, so lassen Sie mich es sein! Anna, die Binde ist von meinen Augen gefallen. Ich liebe dich, liebe dich mit allen Kräften meines Herzens, und ich habe dich immer geliebt!“

Sie war sehr blaß unter seinen Worten geworden. „Das sagen Sie mir,“ stammelte sie, „nachdem Sie erst heute morgen —“

„Was liegt zwischen heute morgen und jetzt!“ unterbrach er sie ungestüm. „Ich war blind, jetzt bin ich sehend geworden. Sieh, Anna,“ fuhr er lauter fort, „schon als Jüngling sah ich in dir die Verkörperung alles weiblichen Liebreizes. Was dem Leben des Mannes Schmutz und Wert, was seinem Streben Zweck und Anreiz gibt, ich fand es in dir. Gerade aber, weil meine Liebe zu dir so tief und stark, weil sie so verwachsen mit meinem ganzen Wesen war, daß ich an die Zukunft ohne dich nie dachte, nie denken konnte, gerade deshalb verlangte sie nicht nach äußerem Ausdruck. Ich ward mir ihrer erst in dem Augenblick klar bewußt, da die Pflicht mir vorschrieb, sie zu verleugnen. Du warst die Gattin meines Freundes, jeder andere Gedanke an dich wäre

Fre  
me  
ber  
blie  
mit  
we  
  
das  
es,  
ode  
bli  
jeki  
gan  
  
jei  
  
sic  
lass  
wir  
Lan  
nen  
ein  
wei  
  
mit  
läd  
  
wül  
der  
jeel  
wü  
Lü  
  
sin  
bed  
rich  
wei  
gere  
hal  
Hei  
Wa  
  
die,  
kon  
du  
Ber  
Lan  
kin  
ha  
läd  
den  
trau  
dne  
Brü  
Ma  
waf  
Nin  
lieb

Frevel gewesen. Ich drängte jedes Begehren nach dir tief in mein Inneres zurück, so tief, daß es sich selbst dann nicht wieder hervorwagte, als der Tod deines Vaters dich frei gemacht. Du bliebest mir Freundin, und in dem Glück, das deine Freundschaft mir gab, vergaß ich, um das noch holdere Glück deiner Liebe zu werben. Mit mein unruhiges Suchen und Wünschen, was war es, als das unbe-

Regierbild.



Wo ist Esthonia?

nach dir! Wie konnte ich ein Mädchen liebenswert finden, wenn ich jedes im stillen mit dir verglich und keines den Vergleich aushielt! Wie hätte ich ein Mädchen zur Gattin wählen können, wenn im Augenblick der Entscheidung dein Bild stets verdunkelnd auf

dasselbe fiel! Ich hätte nie eine Wahl getroffen, jetzt weiß ich es, und ich werde es niemals tun. Entweder ich gewinne dich, oder ich bleibe einsam für immer und begrabe den Traum von Glück und Häuslichkeit. Auch deine Freundschaft könnte mir jetzt kein Glück mehr geben. Diese Stunde entscheidet über mein ganzes Leben. Wenn du nein sagst -

Er hielt, von seinen Gefühlen überwältigt, inne und verbarg sein vor Bewegung zuckendes Antlitz in seinen Händen.

„Und wenn ich nun nicht nein sage?“

So leise und zaghaft die Worte gesprochen waren, so hatten sie sein Ohr doch erreicht. Die Hände von dem Antlitz sinken lassend, blickte er in wortloser Bewegung auf die in holder Verwirrung vor ihm Stehende. „Kann es möglich sein, Anna?“ Langsam breitete er die Arme nach ihr aus, und sie sank, in Tränen ausbrechend, an seine Brust. Plötzlich aber drängte er sie noch einmal von sich. „Anna, noch hast du meine Frage nicht beantwortet. Weshalb hast du Lantini abgewiesen? Du sagtest, weil -“

„Weil ich dich liebte, schon lange liebte, ehe es dir noch einfiel, mich zu lieben, du törichte Mann!“ flüsterte sie, ihr unter Tränen lächelndes Antlitz von neuem an seiner treuen Brust verbergend.

## Die Autorität des Vaters.

„Mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten,“ hat ein römischer Kaiser von seinen Untertanen gesagt. Wir aber wissen, daß Untertanen, die ihren Herrscher lieben, im entscheidenden Moment treuer zu ihm stehen, als zitternde Sklavenseelen. Furcht ist der Tod der Freiheit, der Kraft, der Manneswürde, des edlen Stolzes; Furcht gebührt Schwäche, Feigheit, Lüge, Hinterlist, Verzweiflung.

Und doch hört man so manchen Vater von den heranwachsenden Kindern sagen: „Respekt sollen sie vor mir haben!“ Aber wie oft bedeutet Respekt in diesem Falle nichts weiter als . . . Furcht, richtige, erbärmliche, niedrige Furcht! Denn was ist es anders, wenn die Kinder beim Nahen des Vaters erzittern, ihm nicht gerade ins Auge sehen können, alles ängstlich vor ihm geheim halten, raffinierte Komplotts untereinander schmieden, um ihre kleinen und großen Torheiten vor den gestrengen Augen des Vaters zu verbergen?

„Das ist klar, die Leute, welche Einfluß auf uns haben, sind die, welche uns Gutes zutrauen“, sagt Henry Drummond. Vertrauen läßt sich nur durch Vertrauen erwerben. Wie aber kannst du auf das Seelenleben deines Kindes einwirken, wenn du kein Vertrauen nicht besitzt. Wahrer Respekt schließt Angst und sklavische Untertänigkeit aus, aber nicht Arglosigkeit und Vertrauen. Ein Kind, das niemals einen Schlag von der Hand des Vaters empfing, kann mehr Achtung und Ehrfurcht vor ihm haben, als ein mit lächerlichen Prügelstrafen „erzogener“ Knabe. Das Kind muß in dem Blick des Vaters Wohlwollen oder Mißbilligung lesen, ein ernstes, gewichtiges Wort im rechten Augenblick kann mehr Eindruck machen als die härteste Prügelstrafe. Ob ein Kind durch Prügel „besser“ wird? Vielleicht wird es von einer kindischen Unart abgehalten, vor diesem oder jenem dummen Streich bewahrt. Ob aber Prügel imstande sind, aus einem furchtsamen Kinde ein tapferes zu machen, einen kleinen Lügner zur Wahrheitsliebe zu erziehen, ein träges Kind die Arbeit um ihrer selbst willen

lieben zu lehren? Prügel können vielleicht die Äußerungen eines bösen Triebes unterdrücken, niemals aber den Trieb selbst.

Eine Strafe in Gestalt einer tüchtigen Tracht Prügel kann den Fehler des Kindes nicht ungehehen machen auch kann sie auf größere Kinder nicht erzieherisch wirken, da sie in keinem inneren Zusammenhange zu dem Fehler steht. Ein Kind, das wegen einer Lüge Schläge erhält, wird zu dem Schluß kommen, daß es der Prügel entgangen wäre, wenn die Lüge nicht entdeckt worden wäre, wird also folglich sein Lügengewebe in Zukunft noch feiner zu spinnen versuchen, aber es wird nicht die Wahrheit lieben lernen. „Laß dich nicht erwischen“, ist die Moral der Prügeltaktik. Wenn aber ein Kind nach einer Lüge bemerkt, daß ihm die Liebe und das Vertrauen der Eltern entzogen wird, wird es, sofern es noch nicht ganz abgehärtet ist, dadurch schmerzlicher und empfindlicher gestraft werden als durch nur vorübergehend wirkende Schläge. Das Kind fühlt sehr wohl, daß der Verlust des Vertrauens die notwendige Folge seiner Lüge war und wird sich das Vertrauen wieder zu gewinnen suchen. Es wird dadurch mit dem großen unerschütterlichen Prinzip des Lebens bekannt gemacht, daß jede Handlung ihre Folgen in sich selbst trägt. Das Kind kommt zu dem Schluß: „Lüge ich, dann verliere ich das Vertrauen und die Liebe meiner Mitmenschen.“ Das aber ist ein ethischer Begriff, auf dem sich weiterbauen läßt.

„Ja, ich kann aber ohne Prügel die Autorität nicht aufrecht erhalten“, klagt ein Vater. Traurig genug! Der Vater ist noch viel weniger als die Mutter gezwungen, zur Wahrung seiner Autorität zu dem rohen Radikalmittel der Schläge zu greifen. Das Kind hat von Natur aus mehr Respekt vor dem Vater, da allein das Aussehen und die tiefere Stimme des Mannes geeignet sind, mehr Eindruck auf das Kind zu machen, als die weiche Stimme und das zarte Gesicht der Mutter, das so häufig durch ein freundliches Lächeln noch milder gemacht wird, vor allem auch, weil das Kind den Vater seltener sieht, als die es stets umgebende Mutter.

Wohl soll das Kind in dem Vater eine Autorität sehen, aber das wird nicht durch finsternes Sturzuneln und blindwütiges Dreinschlagen erreicht, sondern nur durch sichere Überlegenheit, ernste Festigkeit und ruhige Würde. Gertrud Westphal.

## Unsere Bilder

**Die Eisenbetonhalle auf der Internationalen Bauausstellung Leipzig 1913.** Sie nimmt unter den verschiedenen Ausstellungsbauten einen hervorragenden Platz ein und soll für die zukünftige Städtische Ausstellungshalle den Kernbau bilden, dem sich jeweils provisorische Bauten anschließen können, die sich in ihrer Architektur und ihren Außenmaßen den betreffenden Ausstellungsbedürfnissen anpassen. Eine Kuppel von 23 m Spannweite wird von 16 Betonsäulen getragen. Um diese herum zieht sich in zwei Stockwerken eine Reihe von Sälen. Ein klassischer, in antikem Baustil errichteter Portikus stellt den Zugang dar. An diesen schließen sich zwei seitliche Hallen von je 23 m Länge und 23 m Breite an. Diese Hallen werden in der Hauptsache von der Wissenschaftlichen Abteilung der Bauausstellung belegt werden, die auch für den Laien belehrend wirken wird.

**Der Doppeldecker, ein neuer Straßenbahnwagentyp in Wien.** Die ständige Überfüllung der Straßenbahnen in Wien hat Veranlassung gegeben, auf den verkehrstreichsten Strecken Wagen mit geschlossenem Oberdeck vorzuführen zu lassen. Das Oberdeck ist genau so eingerichtet wie der untere Teil des Wagens.

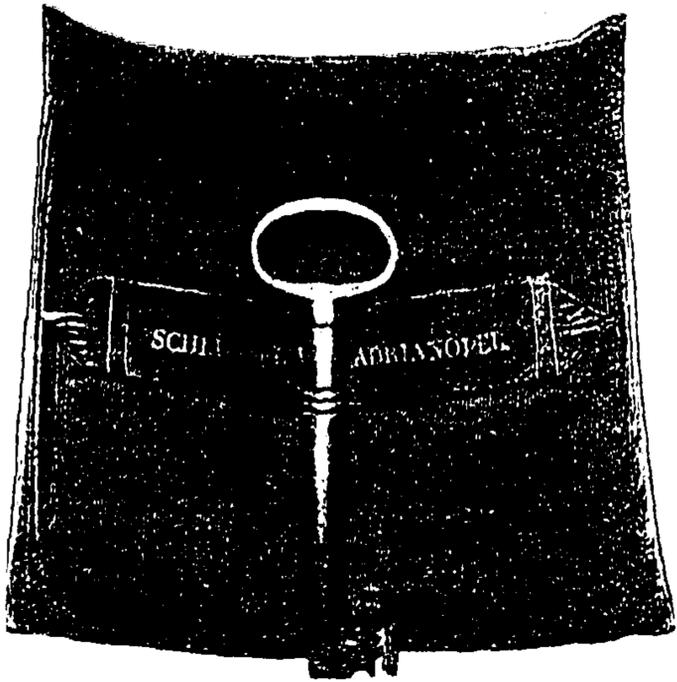
**Gottlieb von Jagow,** der neue Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Herr von Stidderlen-Waechters Nachfolger, ist als Staatsmann noch verhältnismäßig wenig bekannt. Fünfzehn Jahre sind es her, seit er in Berlin Vortragender Rat im Auswärtigen Amt war. Politisch hat man seither wenig oder gar nichts mehr von ihm vernommen; doch hat der frühere Reichskanzler von Bülow wiederholt auf ihn als auf einen unierer begabtesten Diplomaten aufmerksam gemacht. Er wurde am 22. Juli 1863 in Berlin geboren, während seiner Studienzeit war er Bonner Beamter. Im Jahre 1886 als Referendar für den Justizdienst verpflichtet, trat Herr von Jagow 1889 zur allgemeinen Staatsverwaltung über und wurde 1893 Regierungs-Assessor, als welcher er zunächst in Potsdam beschäftigt war. 1895 trat er zum Auswärtigen Amt über, war alsdann als Attaché in Rom und München, später als Legationssekretär in Hamburg tätig und kam 1897 als zweiter Sekretär zur Botschaft in Rom, wo er bald darauf zum Legationsrat ernannt wurde. 1900 wurde er zur Gesandtschaft im Haag versetzt, 1901 zum ersten Sekretär bei der Botschaft in Rom ernannt und im September 1906 als wirklicher Legationsrat und Vortragender Rat in das Auswärtige Amt berufen. 1907 ging von Jagow als außerordentlicher Gesandter nach Luxemburg. Seit dem 9. Mai 1909 war Herr von Jagow Botschafter in Rom.

**Papa Schmid,** der langjährige Leiter des weitbetamten Münchener Marionettentheaters, starb im Alter von 91 Jahren an den Folgen eines Schlaganfalles, der ihn am Tag der Beerdigung seiner Gattin traf. Er zählte zu den populärsten Alt-Münchener Persönlichkeiten.

**Dr. Richard Weiskirchner,** der neugewählte Wiener Bürgermeister. Er war der offizielle Parteikandidat der christlich-sozialen Gemeinderatsmehrheit. Dr. Weiskirchner war schon von Queger zum Bürgermeister ausgerufen, zog aber das ihm seinezeit angetragene Amt des Handelsministers

vor. Er wurde 1861 in Wien geboren, studierte Rechtswissenschaft, trat 1883 in den Dienst der Gemeinde Wien, wurde 1903 Magist abdirektor, 1907 Präsident des Abgeordnetenhauses und im Februar 1909 Handelsminister.

**Alt-Leipzig auf der Internationalen Vaufach-Ausstellung Leipzig 1913.** Die alte Stadt soll ein Bild davon geben, wie man in Leipzig vor hundert Jahren baute und wohnte. Es sind eine Reihe altbewährter



Schlüssel der Festung Adrianopel. (Mit Text.)  
Phot. Gebr. Haedel, Berlin.

Bauten, an die sich viele historische Erinnerungen vaterländischer Geschichte knüpfen, nebeneinandergestellt. Wegen des beschränkten Mannes war es nicht möglich, diese Bauten in natürlicher Größe anzuführen, aber gerade durch die verkleinerten Maße gewährt die alle Stadt einen reizenden Anblick. Es sind zu sehen: das Grünmännische Tor, das Peterstor, das Paulinum, die Pleißenburg, um die sich ein breiter Wallgraben herumzieht, sowie mehrere Alt-Leipziger Wohnhäuser. Die im

Werden begriffene internationale Ausstellung wird einen interessanten Überblick über das gesamte Bau- und Wohnungsweisen der Kulturvölker geben.

**Eine Erfrischung.** Man kann es dem behaglichen alten Herrn — es könnte ein jovialer Pflanzherr, dürfte aber doch eher ein würdiger Ortsgevalliger sein — nicht verdenken, wenn er zur schweren Schreibarbeit nach einer Erfrischung verlangt. Zumal wenn sie ihm in einem so schönen Siegeliger Krug und vor allem von einem so schmeckenden Kinde kredenzt wird, wie der bekannte Düsseldorfer Gemalmaler Hugo Schmichen hier erlanst hat. Der alte Herr strahlt übers ganze Gesicht, als er das Mädel mit dem schmeckenden Krug eintreten sieht, und man kann im Zweifel sein, ob er sich mehr über das Labial in dem buntem, dickbauchigen Krug freut oder über das hübsche Kind, das wie der lebhaftige Frühling in der düsteren Amtsstube erscheint. Abzuziehen spricht dafür, daß wir es mit einem Herrn Bürgermeister oder ähnlichen Würdenträger zu tun haben, auch der Umstand, daß unser Maler auf der Suche nach charakteristischen Typen aus dem Volksleben einen Typ wie diesen prächtigen Alten schon des öfteren zur Darstellung gebracht hat, es sei mir an sein Gemälde „Steuerzahlerstag“ erinnert, das von der Dresdener Galerie erworben wurde.

**Der Schlüssel der Festung Adrianopel.** Im Berliner Zeughaus befindet sich seit vielen Jahrzehnten der Schlüssel zu der umstrittenen Festung Adrianopel, deren Besitz einen der Hauptpunkte der Friedensverhandlungen bildet. Als die Russen im Sommer 1829 Adrianopel eroberten und mit preussischer Vermittlung den Frieden mit der Türkei schlossen, machte der Zar dem König von Preußen den Schlüssel der Festung zum Geschenk.

**Allerlei**

**Altzweifel.** „Nicht wahr, seit Sie verheiratet sind, sehen Sie alles in ganz anderem Licht?“ — „Selbstredend! Wir haben ja fünfzehn Lampen als Hochzeitsgeschenke bekommen.“

**Ultima ratio.** Baron (zum Diener): „Wie kommt denn die Photographie meiner seligen Großmutter ins Vorzimmer?“ — „Da war vorhin ein Gläubiger, der sich durchaus nicht beruhigen wollte. Schließlich habe ich ihm das Bild geholt und gesagt, es wäre die Braut des Herrn Baron. Da ist er ganz vergnügt losgezogen.“

**Gegenbeweis.** A.: „Bei Ihnen in der Stadt ist wohl auch Dienstbotenmangel?“ — B.: „Manche ich nicht. Meine Frau hat wenigstens alle acht Tage eine andere!“

**Standesbewußtsein.** Ein alter, guter pommerischer Edelmann, der einmal in der Kirche aus dem alten pommerischen Niederbuch singen hörte: „Herr Gott, Vater im Himmelreich, Der du uns machst alle gleich —“

sagte, im rüstigsten Widerspruchstone zu seinem Nachbar: „Das kann nicht sein, das darf nicht sein! Das gibt auch die Ritterchaft gar nicht zu!“

**Ein glücklicher Zufall.** Kaiser Paul von Rußland, der wegen seiner Strenge allgemein gefürchtet wurde, war einmal an einem schönen warmen Sommertag in seiner Sommerresidenz zu Gatschina nach Tisch eingeschlafen. Er saß im Lehnstuhl unweit des offenen Fensters. Ein junger Offizier, der im Garten stand und mit einer aus dem Fenster eines Nebenzimmers schauenden Soldate plauderte, kam auf die Idee, den Kaiser zu wecken. Er verpflichtete die Soldate zum Schweigen, ging dann leise an das Fenster des kaiserlichen Zimmers und rief aus Leibeskräften den Ruf der russischen Wache. Der Kaiser schreckte empore und trat während aus Fenster. Da sich der Offizier schlennig aus dem Staube gemacht hatte, war natürlich niemand da zu sehen. Nun klingelte der Kaiser nach seinem Kammerdiener und fragte zornbeugend nach dem Krenler, über den jedoch niemand Auskunft geben konnte. Schließlich ließ der Herrscher den Kommandanten der in Gatschina stehenden Truppen rufen und befahl ihm, binnen einer Stunde

den Ruhestörer ausfindig zu machen. Der Kommandant wußte, daß er gehorchen mußte. Da er sich aber nicht anders zu helfen wußte, ließ er einen jungen, kräftigen Soldaten rufen, erklärte ihm die Sache und versprach ihm zweihundert Rubel, wenn er sich als Schreier bekennen wollte. — „Es wird Prügel geben, Herr Kommandant“, wagte der Soldat einzuwenden, indem er sich hinter den Thron krachte. „Wohl möglich, aber was tut das? Die Schmerzen gehen vorüber und du hast dir zweihundert Rubel verdient“, entgegnete der Kommandant und bewog den Soldaten auch wirklich zur Einwilligung. Bald stand er als Uebelthäter vor dem Kaiser. Der aber hatte sich inzwischen beruhigt. Er sah den Kerl nachdenklich an und sagte dann zu dem erstaunten General: „Der Mann hat, da er sich selbst gemeldet, nicht nur Mut, sondern auch Charakter. Er hat auch eine beneidenswerte Stimme: man gebe ihm als Geschenk dreihundert Rubel und mache ihn zum Unteroffizier, er wird ein gutes Kommando führen.“ S. B.

**Gemeinnütziges**

**Geschmorte Nieren.** Die Nieren werden zerschnitten, von allen Sehnen befreit, leicht gesalzen und in halb Speck, halb Butter von allen Eiten hellgelb gedämpft. Dann gibt man eine handvoll feingeschnittener Zwiebeln hinzu und eine Prise Pfeffer, sowie 1/2 Liter Sahne (auf 1/4 kg Nieren) und dämpft alles bei gelindem Feuer weich. Als Beilage reicht man Kartoffelknollen.

**Gegen Schafzotten** gibt es ein einfaches Mittel, nämlich das Ausgießen von Schweinejauche über die Streu im Schafstall. Die Jauche wirkt besser, als das Aufbringen von Pferde- oder Kindermist, mit dem man mancherorts das widerliche Ungeziefer bekämpft.

**Magerer und trockener Boden** verursacht mangelhaft ausgebildete Sellerieknollen von holziger Beschaffenheit. Es ist unbedingt nötig, das für Selleriekultur bestimmte Land frisch und reichlich zu düngen.

**Den Wein längere Zeit mit Luft in Berührung zu bringen,** ist falsch. Eine kurze Berührung mit Luft ist aber sehr zweckmäßig. Daher läßt man beim ersten Abziehen des Weines diesen in hohem Strahl in das Faß laufen. Auf diese Weise wird die zum Ausbau erforderliche Menge Luft von dem Wein aufgenommen.

**Um die Enten dem Wald zu erhalten,** dürfen nachts über die Hausvögel nicht fängisch gestellt werden. Vielfach gilt die Gans dem Forstpersonal als nächstlicher Vogelmörder; dem ist indessen nicht so, und mit Ausnahme des Uhus sind die Tiere zu schonen. Jagdpächtern sollte sogar die Jagderlaubnis entzogen werden, wenn sie auf Enten schießen.

**Gegen Nöte der Nase** haben sich Schwefelmischungen besonders gut bewährt. Eine erprobte Vorschrift lautet: 5 g präzipitierter Schwefel, 5 g Glycerin, 15 g Spiritus. Das Mittel muß vor dem Gebrauch kräftig geschüttelt werden. Es ist zweimal täglich mit Hilfe eines Pinzels aufzutragen.

**Sonett.**

Ich komme aus der Berge Kreis,  
Und eil' dahin dann schwarz und weiß.  
Wenn and're Dichtung ich erhalte,  
Dann leb' ich draußen in dem Walde.  
Julius Falck.

**Scharade.**

Beim Essen herrscht meist Trödelerei,  
Das Zweite ist ein Teil der Zeit,  
Das Ganze soll'n entweih'n wir nicht,  
Sonn' mit wir nicht nach mitter Nacht.  
Emil Böring.

**Quadraträffel.**

A	A	A	K
K	N	N	O
O	S	S	S
S	S	U	U

**Bilderräffel.**



Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß in den entwerhenden senkrechten und wagerechten Reihen gleichlautende Wörter entstehen. — Die Wörter bezeichnen: 1) Einen männlichen Vornamen. 2) Ein Geschlecht in Rußland. 3) Den Gegenlat von trocken. 4) Einen Berg in Thessalien. Julius Falck.

Auflösung folgt in nächster Nummer

**An unsere Leser!**

Auf verschiedene an die Redaktion gerichtete Anfragen diene zur Nachricht, daß wir nur die Namen der Leser von Schachaufgaben zum Abdruck bringen können, dagegen ist es nicht möglich, die Namen der übrigen Missetäter, die stets in großer Anzahl eintreffen, zu veröffentlichen. Die Lösungen aller Rätsel erfolgt regelmäßig in der nächsten Nummer. Sie Redaktion.

**Auflösungen aus voriger Nummer:**

Der Scharade: Mai, Käfer, Maisäfer. — Des Worträtsels: Berlin

Alle Rechte vorbehalten.